

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts.

### Fasching 1923.

Von Hans Peterken.

Galathea... und 1923!

Das Klingt, als wolle man über ein Märchen die bittre Gänge des Dohnes ausgießen. Über ein Märchen, von dem man heute zu erzählen beginnen müßte mit den Worten wehmütigen Gedankens: Es war einmal... Ihr Menschen von 1923 — wißt ihr überhaupt noch, was Galathea ist??

Die Schellen an den Karrenstapfen klängen, die Bräutchen knarren, die Bräutchen knarren. Und in das helle Gelächter der Galathea musikalisch das Lachen verflüchteter Mädchen, wurden sich die Reime von Wiegen und Schmeigeln, von Witzern und Klüßern. Die Seifenblasen sprühen und flühen, und die Menschen verflüchten sich in Masken, um unter deren Schutze ihre wahren Gesichter zu zeigen. Im bunten Wirbel hockender Masken, um die sich verwirrende Papierfahnen winden und die vom Konfettiregen überprübelt sind, lächeln die Männer nach vorübergehenden schönen Frauen, nippen durstig von silbernen Lippen. Und all die übermütigen Menschen im bunten Kleid und Schmetterlingsgewand, die von Blüte zu Blüte taumeln, denen die Freude an der Schönheit des Augenblicks aus den Augen lacht, denen Antikeit des Lebens letztes Ziel bedeutet.

Das ist Galathea!

Das ist die Zeit, in der die Lebensfreude die Menschen zu Karren macht, zu Karren, die ihres sonstigen Spiekerums spotten, die sich von anderen verpöchten lassen — weil es halt so schön ist, einmal die Vernunft als lästiges Requisit des alltäglichen Lebens zu Hause zu lassen und der Unvernunft schillerndes Gewand, das ein Jahr lang auf der verstaubten Kumpellammer eines jenseits des aranen Alltags liegenden Landes der Märchen und Sehnüchte geschlafen hat, schillen zu lassen.

Das ist Galathea!

Nein, das war Galathea! Denn wir sind im Jahre 1923, und in diesem Jahr haben wir keine Zeit mehr, die Kumpellammer fälschlicher Narrheit auch nur für Sekunden zu öffnen.

Es ist das fünfte Galathea, das wir erleben, seit die Welt erschaffen hat, das Wachen in Blut als ein alltägliches Geschäft anzusehen. Aber durch die Galatheawochen von vier Jahren hindurch haben wir getanzt, geküßt, gelacht, bis uns endlich das fünfte Jahr die Augen geöffnet hat. Und dafür müssen wir ihm dankbar sein, dem Jahr 1923, es hat uns gelehrt, daß keiner von uns mehr das Recht hat, sich nach Galathea zu lehnen. Uns ist die Binde von den Augen gefallen, die wir vier Jahre hindurch getragen haben, und mit Entsetzen erkennen wir, daß das, was wir Galathea und Karnevalsfröhlichkeit nannten, in den Jahren nach dem Kriege nur ein häßliches Bajazzotum gewesen ist. Wir haben gelacht, wir haben Komödie gespielt, während uns innerlich um Weinen zu Tode war oder zum mindesten Lähmung sein sollte.

Blicken wir heute zurück, so erscheint uns gar die ganze Nachkriegszeit als eine Kette unfruchtbarer, nichtiger Biertrunk-Komödien. All die Träume, all den Glauben und alle die Hoffnungen, mit einem Wort — all unsere Colombine, nach deren wir in dem letzten vierjährigen Galathearausch unseres Lebens geküßt haben, sind uns entfallen worden. Sie hat die Welt in den Staub getreten. Die Seiten der Mandoline, auf denen wir um unsere Colombine geworben haben, sind zerissen, ein fahler Horner dümmert, ein Mergel, der die Sammel der Fröhlichkeit und Lebenslust an die wir mit aller Zähigkeit glauben wollten, als etwas Künstliches, als etwas Gemachtes erschauen läßt. Über uns ist ein Schermetzger, an dem wir erkennen, wie nackt und allein wir dastehen, wie nichts und hohl unser Bajazzotum war.

Und wir haben keine Zeit mehr, Bajazzo zu spielen. Denn das Bajazzotum macht müde, weil es voll betrogener Hoffnungen ist. Müdigkeit aber würde das Ende der deutschen Einigkeit, der deutschen Freiheit bedeuten. Heute heißt es für uns, hart zu sein, den Tatsachen, so häßlich sie auch sein mögen, fest ins Antlitz zu blicken, uns wieder auf uns selbst zu verlassen, und Träume und Sehnüchte auf eine Zeit zu verbannen, in der man wieder in kindlicher Narrheit Galathea feiern kann.

Darum, laßt die Narrenschellen klingen, laßt den Klitter und Tand der Galathea wieder verhallen! Seid nicht mehr und stark ohne zu verfallen, daß ihr das Erbe des Hans Sachs und des Großen von Weimar zu bewahren habt, — und vor allem laßt nicht mehr, was dieses Lachen doch nicht aus tiefstem Herzen dringt, wo euch doch nur zum Weinen zu Tode ist. Die erste Zeit muß ein ernstes Gesicht finden, auf daß sie nicht zur Narce werde!

### Kleine Geschichten vom Alltag.

Der Familienregenschirm.

Der alte Baumstammregenschirm ist die letzte Erinnerung an eine Zeit, wo er nach schmalstieliger, leidendüberhafter Brüder hatte, die einträchtig im großen Korb im Vorzimmer beisammenstanden. Aber einer nach dem anderen verfiel dem Geiste der Vernunft, bekam Lächer, wusch kleine, die man nadelgewandt ausfüllte, dann Schläge, die bei jeder Berührung tiefer nähten, bis sie den Zweck des Schirmes illusorisch machten und als Frühjahrsputz oder Fälschen eine kurze Austerhebung feierten. Der Baumstammregenschirm aber hielt sich wacker, er widerstand der Empörung, mit der das Hausstücken die Zumutung, ihn auf ihrem Schulwerk mitzunehmen, wann es draußen bedrohlich auslachte, zurückwies, und von dem Ritter träumte der ihr Geleit und Schirm anbieten würde; er widerstand dem Trost, mit dem der heranwachsende Junge ihn beleidigt munterte; er widerstand dem ästhetischen Entsetzen, mit dem ich vor ihm auftrat, als es wirklich regnete und lieber den zusammengekauerten Schirm mit den vielen Schlägen nahm auf die Gefahr hin, nach zu werden; er widerstand der Verachtung, mit der der Hausvater ihn strakte, und hielt stand. Überdauerte die Kriessjahre und die Schreden der Nachkriegszeit.

Über seine Herkunft verzeichnet die Familiengeschichte nur so viel, daß er einmal hat des funkelnden neuen Silberregenschirms mit dem Silberknopf im dunklen Vorzimmer stand und holt alle Aufzugen, wer der Ritterzeit gewesen, der ihn hierhergeführt, belächelte. Und er hatte recht. Denn alles Silberhafte hat die Tendenz, zu zerfallen, er aber blieb standhaft und treu. Heute ist der Kauf eines Regenregenschirms in einer kleinen bürgerlichen Familie eine Staatsaktion, die man sorgfältig plant, aber nicht ausführt, denn letzten Endes ist jeder ein Regenregenschirm doch ein entbehrliches Möbel in einer Zeit, wo man ganz andere Dinge als Regenregenschirm über sich ergehen lassen muß, und Ästhetik, Verachtung, Empörung und Trost haben andere Ziele, und deshalb kam der Schirm zu Ehren; er wurde der Familienregenschirm schlechthin, um dessen Schutze bei Regenwetter gelöst

### Mein Freund.

Von Dr. Joseph Wenster.

Treuer als mancher Freund auf dieser Erde ist mir der eine. In frohen wie in trüben Tagen nehme ich meine Zuflucht zu ihm. In trüben Stunden ist er ein erster Ratgeber, und ein guter Tröster in trüben Augenblicken. Er ist keiner von denen, die gefallen wollen, die in jeder Zeit ihre Gunst zu erweisen suchen. Er lobt mich, wenn er glaubt, dies zu dürfen, und sagt mir bittere Worte, wenn ich sie verdiene. Er sagt mir die Wahrheit.

Dieser treue Freund, das ist mein Tagebuch. Seit meiner Jugend begleitet er mich durch das Leben. Gar oft schon habe ich in ihm geblättert. Meist dann, wenn die Nacht in einen grauen Herbstas sich weht, zur Dämmerstunde, die zum Grubeln geschaffen. Und je weiter ich zurückblättere, um so eigenartiger sind die Gefühle, die mich befallen. Was war ich damals noch für ein Knabe, was für ein toller Hans, der die Welt nur im rosigen Schleier sah, in diesem wunderbaren Schleier, der die Hindernisse verdeckte, die erst die Zeit und das Leben aus dem Raum wickeln. Wie viele Pläne sah ich leidend zerfallen, wie viel Enttäuschung leidend erfahren, wie ich manches so ganz anders geworden, als es sich die junge Seele geträumt. Es sind schwarze Tage gekommen, die trübe waren und grau und tot wie vieler Herbstabend. Aber es kamen auch lichte, helle Tage, welche lachten, wie ein gleißender Julimorgen. Und der Freund erzählt von guten und bösen Tagen, von Sonne und Regen, treibt die Gedanken nach jeder Mitte, die über dem Wechsel steht, die im Sturm nicht die Ruhe und in der Ruhe nicht den Wagemut verliert. Er schafft jene Einsicht, die sich selbst erkennen läßt. Er schafft mit seiner Überzeugenden Stimme jenes Gefühl, das vorwärts erwidern läßt, jenes Gefühl, das eine Maxime des Handelns erzeugt, die nicht nur für den Augenblick feststeht, sondern neue Verpfichtungen eröffnet, in die der Wille sich hinholt. Denn der Freund spricht nicht nur zu dir. Es kann sein, daß er dich überdauern wird und dann den Toten zu den Lebenden sprechen läßt. Der Lebende spricht zu den noch nicht Gehörten, die vielleicht in das Spiegelbild deiner Seele schauen werden, um sich zu schämen über den Jachaffen und Anstlichen, oder stolz zu sein auf den Mutigen, Selbstüberwinder.

Mein Freund ist mir ein Erzieher im Kampf dieser Zeit, und er ist mir ein erster Ratgeber. Ich blättere durch die Zeit, die im Fluss an mir vorüber eilt, und belausche die Klätter, die noch unbeschrieben von den Runen des Gehehens. Die Augenblicke werden zum Vergnügen, die Gegenwart lächelt weiter, weiter, immer weiter. Bis der Faden reißt. Er wird einmal reihen.

### Lieder vom Rhein.

Von Heinrich Zerkowen.\*

Der Fluß liegt trüb in seinem Bett.  
Der Regen rinnt in langen Strahlen.  
Die Berge träumen violett  
Und alle Himmel weinen Tränen.  
Da plakt ein Riß in dumpfer Luft.  
Es tracht wie Kirmesshöllchen.  
Auf fliehet ein wunderbarer Duft.  
Es dampfen heiß die prallen Wiesen.  
Und gültig lächelnd spannt ins Land  
Ein Regenbogen seine Farben.  
Prüft aller Kreatur die Hand.  
Die leben noch, und die schon starben.

Die Jungfrau Maria fuhr im Kahn  
Von Saint Goar nach Köllen am Rhein.  
Und alle, die sie sahen, hahn.  
Die zwang in die Knie ihres blondhaaren Schein.  
Am Steuer lag Saint Michael,  
Und griet ihr bezaubert die Fäler und Höhn.  
Es alschste in Sonne sein Panzer hell:  
„Du Pöcker, wie ist der Rhein so schön.“  
Vom Dom die Kalleralode da,  
Von Enleir gezogen zu lauten begann.  
Und alles Volk zum Himmel sah  
Und kart des Wunders wie ein Bann.  
Da segnete kumm die heilige Frau  
Den Strom und die Stadt und weinte sehr.  
Und lies emmer in des Himmels Blau...  
Es funkelte prächtig des Heiligen Wehr.

\*) Aus einem Lachen im Heimatort der J. Schnelligen Buchhandlung C. Leopold, Barmen i. W., erschienenen Gedichtbänden.

### Fasching in Goethes Weimar.

Von Dr. phil. Leonhardt Hatten.

In Weimar gings schon lustig her, noch ebe der junge Goethe nach dort kam. Dafür hatte die lebensfrohe, ausgelassene, die Vergnügungen suchende Herzoginmutter Amalia gelacht. Das Heisterle sich noch, als der junge Herr zur Reiserung kam und dieses „Kraftgenie“ das „Kraftgenie“ Goethe mitbrachte. Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt, selbst auch tüchtig zu sein, wie es die Zeit mir gehei. Am höchsten ging die Tollheit dann, wenn sie offiziell berechtigt, ja, gefordert war, also zur Galatheazeit. Reduten, Maskeraden gab es da in Fülle, die Ausgelassenheit unter den Ausgelassenen die Herzoginmutter. Bald erscheint sie „en robe grecque“ maskiert und tanzt mit den Jüngsten Studenten bis morgens 3. bis 6 Uhr: bald kommt sie in anderer prachtvoller Maske und leut am Abtrotz und verliert einen Louisd'or nach dem andern. Von belohnenden Aufführungen, Szenarien bei solchen Gelegenheiten wissen wir nur wenig. Wenn sie hatten, werden sie dieselben gewesen sein, wie sie sonst an den fälschlichen Höfen Deutschlands damals befestigt waren, d. h. die abgedachten, mit viel Unangenehmlichkeiten und Lüsterheiten durchsetzten „Maskeraden“ des preussischen Hofsozietes. Besser und keiner Genossen. Man war damals nicht leicht fein. Das viele Trinken kam öfters in den „vornehmsten“ Kreisen Situationen, wie die aus „Wilhelm Meister“ bekannte, wo ein Herr einer Dame etwas aufstößt und woraufhin deren Edemann sofort mit einer Obrigkeit anmerkt, von solcher Kraft, daß der aus den Haaren des Gehirns sich lösende Ruder die Augen der Dame für längere Zeit blendet.

Goethe hatte sich bald ausgetollt. Es kam die Zeit harter Arbeit. Es kam die Zeit seiner Sehnüchtheit nach Italien und dann auch die Erfüllung. Da lag er nun das „ausgewählte Fest“ an Ort und Stelle. Er gibt uns davon eine interessante Beschreibung in dem kleinen Aufsatz „Das römische Carneval“, von den Aufzügen, den Kutschparaden, den festlichen Straßen, den Illuminationen, den Pulcinellmasken, dem Verben der Confetti (damals Gussgülden) den Pferderennen; er gesteht jedoch zu, daß „das römische Carneval einem fremden Zuschauer weder einen garsten noch erfreulichen Eindruck gibt, weder das Auge sonderlich ergötzt, noch das Gemüt befreit“. Also, das war es auch nicht, was er suchte und wollte.

Er wollte bei allem Frohsinn und toller Ausgelassenheit solcher Tage doch das Ganze auf eine höhere Styraden erheben und Rührung für den gebildeten Geschmack, indem er wahre Kunst gab; er wollte nicht die Römische Pöste, sondern die wirkliche. So fand seine „Maskenballade“ entstanden.

Der Kulminationspunkt des Faschings war in Weimar der 30. Januar, der Geburtstag der allseits verehrten regierenden Herzogin Luise. (Unsere heutige Sitt, den Fasching in den Februar zu legen, hat sich erst nach und nach herausgebildet; in Benehda A. B. begann er schon am 26. Dezember.) Goethe kauf nun eine ganze Reihe Gedanken und poetischer „Maskenballade“, wie „den Aufzug des Winters“, „den Aufzug der vier Weltalter“, „den Planetentanz“, auch größere, wie „die romantische Poetie“, worin er uns ein Bild einerseits vom Zauber der weimartischen Landschaft, andererseits von ihrer so berühmten Vergangenheit gibt: die Wartburg mit ihren Minneängern und Heldensichtern aus der Zeit Hermanns von Thüringen wird wieder vor unseren Augen lebendig. Sein bester „Maskenballade“ ist aber das vollkommen zum Bühnenbild ausgebaute Festspiel vom Jahre 1818 zu Ehren der russischen Kaiserin Maria Feodorowna, die zum Glück ihrer Tochter, der Erbinprinzessin, in Weimar weilte. Das Thema ist ungeheuer doppelte wie in der „romantischen Poetie“, nur wird hier mehr die jüdische Vergangenheit des jüdischen Landes gezeichnet: was es alles für Kunst und Wissenschaft, vor allem für die Pöste getan. Goethe lekt ein hübsches Ehren-denkmal den großen Toten Weimars, Wieland, Herder, Schiller, indem er ihre schönsten Schöpfungen neu ausleben läßt: Wielands Mularion und Oberon mit seinem Eisen-geloge, Herders Teonis und den spanischen Eid und von Schiller eine Fülle von Gestalten aus der „Bani von Messina“, „Toll“, „Wallenstein“, „Demetrius“, selbst aus „Turandot“. Aber auch was er selbst mit seinen Dichtungen will, zeigt er im „Hek“ und im „Menschenbeispiel“. Sehr hübsch ist auch der Gedanke, daß dieses bunte, große Gemimmel von Verloren zusammengehalten wird von der kleinen, reizenden, netzlichen Alme, der Verortifikation des Weimar einschließenden, ihm seine große Naturähnlichkeit gebenden Altkühen. Und so ist des Dichters Absicht erreicht, daß mancher, ohne am „Tollen“ des Abends zu verfehren, doch auch einen wirklichen Kunstgenuss mit nach Hause nimmt.

### Schulstische und Marktische.

Bei der Fastenwoche der Galathea-Bräutchen im Villen-derlet stehen die kleinen Mädchen in den Dirndlkleidern, den blonden oder braunen Köpfen und den weißen Schößen und weißen Schürzen, die kleinen den Bücherrücken auf dem Rücken festgeknallt, die größeren die schwere Büchertasche in der Hand, und neben ihnen die Hausfrauen mit der leeren Einkaufstasche, um sich erst vom Markt die Schätze für den heutigen Tag zu erobern. Dann wird der Wagen gesteuert und ich habe glücklich einen Sitzplatz und nehme der kleinen Gemahlin, die vor mir steht, die schwere Schulstische ab und lege sie auf meine leere Einkaufstasche und höre nun folgenden Dialog:

„Ach“, sagt die Schulstische bodmühtig, „schau, wie schön gefüllt ich schon des Morgens aussah und du bist leer und hast keine Seele, während in meiner Geist und Weisheit und Kraft herrscht.“

Die Einkaufstasche lacht und sagt: „Ich lebe jeden Tag von neuem auf Abenteuer aus und trage mir die buntesten Dinge mit nach Hause, jeden Tag andere, jeden Tag neue, und du bleibst dir gleich, du kommst ebenso beim wie du auszugehen.“

„Darin liegt eben meine geheimnisvolle Kraft, darin meine Stärke“, sagt die Schulstische, „nicht ein Enden fehlt, wenn ich heimkomme und trockend hat meine Reisterin einen tiefen Schlaf aus dem unerhöplichen Born der Weisheit getrunken, hat manches gehört, hat vieles gelernt und trübt sich in der Umfassung der Bücher gleich geblieben, denn ich diene der Ewigkeit und du der Vergänglichkeit.“

„Und doch lege ich den Grund für diese Ewigkeit. Wenn ich nicht ausgereit leer und nichtsagend und nicht heimfame voll harter Schätze, die ich an einem Tag verliere, wo nähme das kleine Mädchen die roten Wangen bewund und die funkelnden Augen, um zu lernen, zu begreifen, zu arbeiten, zu denken. Schau, du bist aus meinem Leben und trägst ein glanzreiches Märchenbild, ich bin ansehbar und glücklich, du herrscht und ich diene, aber deine Worte klingen zu erst in der Seele des Kindes lauten, das ich durch meine helle Sorge und Mühe groß gemacht und empfänglich für die bunte Sprache meines Geistes.“

Maria Holzer.



Bekanntmachung für die Schriftleitung: G. Gänther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der G. Schellenberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.